

# Bern

## Inselspital verzeichnet mehr Fälle von misshandelten Kleinkindern

**Uniklinik schlägt Alarm** Im vergangenen Jahr behandelte das Inselspital 57 misshandelte Kinder. Fachleute vermuten, dass es wegen der Pandemie und des zusätzlichen Stresses zu mehr Misshandlungen gekommen ist.

Rahel Guggisberg

Die Eltern bringen ihr knapp viermonatiges Baby im Februar zum Notfall des Inselspitals. Der Säugling hat Krampfanfälle. Die Ärztinnen und Ärzte entdecken aber noch weitere Verletzungen und haben einen schlimmen Verdacht: Das Kind könnte misshandelt worden sein. Deshalb schalten sie die Kinderschutzgruppe des Spitals ein. Das Baby kommt auf die Intensivstation.

Die weiteren medizinischen Abklärungen ergeben, dass nur ein Schütteltrauma als Ursache für die Verletzungen infrage kommt. Das Baby hat mehrere Hirnblutungen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten entstanden sind, Netzhautblutungen im Auge und eine verheilte Schlüsselbeinfraktur. All das sind typische Symptome dafür, dass das Baby mehrfach heftig geschüttelt wurde.

Die Kinderschutzgruppe informiert die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) und die Kantonspolizei. «Die Kesb entzog den Eltern am Tag nach der Meldung superprovisorisch die Obhut, platzierte das Baby im Inselspital und lud die Eltern zur Anhörung ein», sagt Adrian Brand, der Präsident der Kesb Mittelland Süd. Er schildert dieser Zeitung den Fall anonymisiert. In solchen Fällen sucht die Kesb einen geeigneten Platz für das Kind. Je nach dem medizinischen Behandlungsbedarf kommt das Baby in einer Pflegefamilie unter, in eine Institution wie ein Kinderheim oder an einen anderen geeigneten Ort.

Derweil organisierte die Kesb im obgenannten Fall eine Beistandschaft, die das Baby im Strafverfahren gegen seine Eltern vertritt. In solchen Fällen ermitteln zudem die Strafverfolgungsbehörden.

### 57 Fälle im vergangenen Jahr

Mit solchen Fällen beschäftigt sich Mischa Oesch derzeit häufiger. Die leitende Psychologin und Psychotherapeutin der Kinderschutzgruppe im Inselspital sieht meist körperlich verletzte Kleinkinder, die im Spital medizinisch versorgt werden müssen.

Oesch schlägt Alarm: Im Jahr 2021 hat die Anzahl körperlich misshandelter Kleinkinder unter zwei Jahren deutlich zugenommen. Es gab im Inselspital allein 57 Fälle, das sind neun mehr als im Vorjahr. 2018 waren es noch 35 Fälle, ein Jahr später 41. Nicht nur in Bern zeigt der Trend, dass mehr ganz junge Kinder misshandelt werden.

Misshandlungen können gar zum Tod von Kleinkindern führen. Aufgrund der Meldungen der Kinderschutzgruppen der Schweizer Kinderkliniken sind 2019 schweizweit zwei und 2020 drei Kinder unter zwei Jahren an Misshandlungen verstorben. Für das Jahr 2021 sind bisher drei solcher Todesfälle bekannt – allerdings sind noch nicht von allen Kinderspitälern Rückmeldungen erfolgt.

Bis 24 Monate alte Kinder gehören laut Oesch zur besonders



Babys und Kinder bis zwei Jahren werden besonders häufig Opfer einer Misshandlung (Symbolbild). Foto: Getty Images

### Hilfe für die Kleinsten

Die Kinderschutzgruppe im Inselspital Bern ist eine Abklärungs- und Beratungsstelle im Rahmen des freiwilligen spezialisierten Kinderschutzes. Ein Teil der Kinder wird durch die Kinderklinik selbst, der grössere Teil jedoch durch externe Fachpersonen wie Beistände, Kinderärztinnen und Kinderärzte, Fahndende der Kantonspolizei und Schulsozialarbeitende sowie auch Sorgeberechtigte gemeldet. Bei den meisten Verdachtsfällen geht es um sexuelle Gewalt an Kindern sowie um körperliche Misshandlung oder Vernachlässigung. Fast die Hälfte der Kinder sind im Vorschulalter, also unter sieben Jahre alt. (rag)

**«Es würde schon viel helfen, wenn Eltern ermutigt werden, sich ihre Belastungsgrenzen bewusst zu machen und frühzeitig Hilfe zu holen.»**

Mischa Oesch

leitende Psychologin und Psychotherapeutin der Kinderschutzgruppe im Inselspital

schutzbedürftigen Kindergruppe. «Sie sind anders als schulpflichtige Kinder grösstenteils zu Hause und können noch nicht erzählen, was sie erlebt haben.» Entdeckt werden Misshandlungen allenfalls von Kinderärztinnen und -ärzten, Hebammen, der Mütter-Väter-Beratung, der Kita oder eben in der Kinderklinik.

### Pandemie als Stressfaktor

Was sind die Gründe für die Zunahme? «Sie sind vielschichtig», sagt Oesch. Je mehr Belastungsfaktoren bei Eltern vorliegen, wie zum Beispiel eine psychische Erkrankung, Suchtmittelmissbrauch oder häusliche Gewalt, desto grösser ist das Risiko für Kinder, Opfer von Vernachlässigung und Misshandlung zu werden. Die Pandemie war laut Oesch ein zusätzlicher Stressfaktor: Wenn Eltern bereits Probleme mit der Impulskontrolle hatten, konnte sich die Situation zuspitzen. «Wir können aber nicht genau mit Zahlen belegen, inwieweit die Pandemie zu einer Zunahme der Gewalt besonders gegen ganz kleine Kinder geführt hat.»

Mischa Oesch weiss aber: «Schreibabys, Kinder mit ADHS oder andere belastende Familienkonstellationen können alle an ihre Grenzen bringen.» Kämen dann noch finanzielle Sorgen, Arbeitslosigkeit oder enge Wohnverhältnisse dazu, begünstigt dies wiederum Gewalt.

Professor Andreas Jud von der Hochschule Luzern hat sich auf den Kinderschutz spezialisiert. Er bestätigt: «Es ist schon klar, dass Corona die Unterschiede zur Belastbarkeit in den Familien grösser gemacht hat: Familien, die es schon vor der Pandemie schwer hatten, für die wurde es noch schwerer, weil sie beispielsweise in engen Verhältnissen zu Hause arbeiten mussten.»

Wird ein verletztes Kind ins Inselspital gebracht, fragen Ärztinnen und Psychologen immer auch nach medizinischen Erklärungen für die Befunde. Mischa Oesch erklärt das Vorgehen: «Bei einem Kind mit blauen Flecken an untypischen Stellen mit unpassender Unfallgeschichte untersuchen wir zum Beispiel immer mit einem Bluttest, ob eine Störung der Blutgerinnung vorliegt.»

### Kurzschlussreaktion

Parallel würden Gespräche mit der Familie sowie den bereits involvierten Fachpersonen geführt, zum Beispiel mit dem Kinderarzt. «Wir versuchen, möglichst in alle Richtungen abzuklären», sagt Oesch. Man arbeite mit Verdachtshypothesen und versuche, verschiedene Puzzleteile zusammenzutragen, um zu einer Einschätzung zu kommen.

Oesch weiss aus der Praxis: «Es ist für Eltern nicht einfach, Überforderung zuzugeben, zum Teil auch gegenüber dem eigenen Partner, geschweige denn gegen aussen.» Es sei wichtig, Eltern – wo immer das möglich ist

### Was Schütteln bewirken kann

Es ist fatal, kleine Kinder zu schütteln. Sie haben einen grossen Kopf im Verhältnis zum Körper und eine ungenügende Kopfkontrolle. Hält man das Baby am Brustkorb und bewegt es ruckartig hin und her, führt das innert Sekunden auf verschiedenen Ebenen zu Schädigungen. Verletzungen der Brückenvenen und Blutungen im Gehirn sind möglich, auch Hirnzellen können geschädigt werden. Es kommt zu Sauerstoffmangel und erhöhtem Hirndruck, was sehr schädlich ist. 20 bis 25 Prozent der geschüttelten Kinder

– ins Boot zu nehmen und Hilfsangebote aufzuzeigen. Das Wohl des Kindes stehe an erster Stelle. «Und das ist fast ausnahmslos auch das Interesse der Eltern. Uns ist daher eine offene, transparente und konstruktive Gesprächsführung wichtig», so Oesch.

Häufig würden die Babys in einer Kurzschlussreaktion durch ihre nächsten Bezugspersonen geschüttelt. Eltern wollten die Kinder nicht so schwer verletzen, aber sie lassen ihren Stress in diesen Situationen am Kind aus.

### Gestresst und überfordert

Wichtig sei die Sensibilisierung für das Thema: «Es darf kein Tabu sein, über Vernachlässigung, Misshandlung, körperliche oder sexualisierte Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen zu sprechen.» Eltern müssten eingestehen können, dass man im Alltag auch mal gestresst, ungeduldig und überfordert sei. «Es würde schon viel helfen, wenn Eltern ermutigt werden, sich ihre Belastungsgrenzen bewusst zu machen und frühzeitig Hilfe zu holen», so Mischa Oesch.

## Die Polizei hat die besetzten Stöckli geräumt

**Hausbesetzung in Muri** Die Kantonspolizei Bern hat gestern Mittag die Liegenschaften an der Worbstrasse 104 und 108 in Muri geräumt. Mehrere Personen hatten diese in der Nacht auf Freitag in Beschlag genommen. «Mir si wider da», liess sich auf einem Transparent lesen, das an einem der beiden alten Stöckli befestigt war. «Wieder», weil die leer stehenden Häuser schon im letzten Herbst kurzzeitig besetzt worden waren.

Auf dieses Jahr hat die Bürgergemeinde Bern die beiden als erhaltenswert eingestuften Gebäude von der Gemeinde Muri gekauft. Die neuen Eigentümer hatten dem Besetzerkollektiv in einem Gespräch am Freitag ein Ultimatum gesetzt: Am Montagvormittag sollten diese die Häuser wieder freigegeben haben. Eine Besetzung werde nicht geduldet.

«Auch die neuen Besitzer\*innen wollen uns keinen Freiraum zugestehen», schreibt das Besetzerkollektiv. Die Bürgergemeinde habe auch kein Interesse an Leerstand, betont deren Kommunikationsverantwortliche Stefanie Gerber Frösch. Man habe den zuständigen Stellen angeboten, die Stöckli vorübergehend als Unterkunft für Flüchtlinge aus der Ukraine zu nutzen. Ob sie dafür überhaupt infrage kommen, ist noch offen. Später sollen darin Mietwohnungen entstehen.

Den Hausbesetzern ging das alles offenbar zu langsam. Und dieses Mal haben sie das Feld nicht freiwillig geräumt. Gemäss einer Polizeisprecherin wurden bei der Räumung drei Personen angetroffen und für weitere Abklärungen auf eine Polizeiwache gebracht. Nachdem die Liegenschaften auf allfällige Sachbeschädigungen untersucht worden sind, übergibt sie die Polizei wieder der Bürgergemeinde. (mb)

## Neuer Allergietest sagt Therapieerfolg zuverlässig voraus

**Berner Forscherteam** Die frühlinghaften Temperaturen werden viele freuen – Allergikerinnen und Allergiker wohl weniger. Allein von einer Pollenallergie sind in der Schweiz rund zwanzig Prozent der Bevölkerung betroffen. Die Diagnose ist aufwendig und teilweise schmerzhaft.

In der Fachzeitschrift «Journal of Allergy and Clinical Immunology» berichtet ein Team der Universität und des Inselspitals Bern von einem neuartigen, zellbasierten Allergietest. Bei schweren Allergie-Fällen kann eine Immuntherapie angewendet werden. Jedoch gebe es keine zuverlässige Methode, um die Erfolgsaussichten einer solchen Therapie vorherzusagen. Diese Lücke soll der neue Test nun schliessen. «Wir sind zuversichtlich, dass wir mit unserem Test innerhalb weniger Monate nach Beginn einer Immuntherapie messen können, ob und wie stark die Therapie anschlägt», sagte Co-Studienleiter Thomas Kaufmann.

Erstautorin der Studie ist die Leichtathletin Noemi Zbären. Die Spitzen-Hürdensprinterin ist als Immunologin an der Universität Bern tätig. Sie wurde am Wochenende an der Hallen-WM in Belgrad neunte über 60 Meter Hürden. (sda)